

Es gilt das gesprochene Wort

**Semestereröffnungsgottesdienst
am 13. Oktober 2021 WS 21/22 EHB**

Predigt zu Koh 12,1-7 von Dr. Kristina Dronsch,
Stiftungsprofessorin Diakonik im Studiengang Evangelische
Religionspädagogik & Diakonik

Liebe Studierende, liebe Hochschulgemeinde,

der Einstieg in die Predigt wird etwas schockartig:
„Ich bin bereit zu sterben. Ich hoffe, es ist nicht zu unangenehm.
Das ist alles, was ich zu sagen haben.“

Diese Worte stammen von einem ganz großen Singer-Songwriter:
Leonard Cohen. Viele kennen sein Lied „Hallelujah“. Vor ziemlich
genau 5 Jahren im Oktober 2016 fielen die zitierten Worte in
einem Interview für das Magazin New Yorker. In diesem
Interview spricht Cohen über das Altsein, den eigenen Körper, das
Unvollendete und - über sein nächstes Album.

Mit über 80 Jahren veröffentlichte er sein letztes Album. Darin
Textzeilen, die in poetisch tiefgründiger Sprache die Dimensionen
des Menschseins am Ende des Lebensweges zur Sprache bringen.
Das teilt Leonard Cohen mit einem anderen Singer-Songwriter,
der vor ca. 2300 Jahren wirkte: Kohelet - auch der Prediger
genannt. Seine Gedanken sind in der Bibel im Alten Testament
aufgezeichnet. Manchmal wird Cohen auch der Kohelet der
modernen Welt genannt.

Warum? Beide bringen in ihren Texten eine Leidenschaft für die
Spuren unseres Lebens zur Sprache, eine Passion für unser
Menschsein mit all seinen verwobenen Lebenswegen. Da bleibt
nichts ungesagt – auch nicht die Themen des Lebens, die einem
nicht so leicht über die Lippen kommen, die sich nicht so leicht in
wohlgeformte Sätze pressen lassen.

Zwei alte Männer: Cohen und Kohelet. Beide am Ende ihres Lebens. Ohne große Ta-da-Momente, ohne den großen Paukenschlag zum Schluss.

Eine Verklärung des Alters sucht man vergebens. Es gibt kein Schönreden, keine Idealisierung nach dem Motto: „ich musste erst so alt werden, um so weise zu werden“.

Stattdessen ruft Kohelet das Altsein in einer ganzen Reihe von Bildern hervor. Wir haben es eben gehört. Feinfühlig verzichtet der alttestamentliche Sänger auf eine realistische Schilderung. Er weicht auf eine Bild-Sprache aus, wenn er dichtet:

an dem Tag, da die Wachen des Hauses erzittern,
die starken Männer sich krümmen,
die Müllerinnen nachlassen, weil sie wenig geworden sind,
und es denen finster wird, die durch die Fenster sehen,
wenn die Türen zur Straße geschlossen werden,
so dass das Knirschen der Mühle schwindet,
hoch wie das Zwitschern der Vögel klingt,
und alle Lieder bald verstummen.

In den Zeilen von Kohelet wird der Körper des alternden, vielleicht schon sterbenden Menschen im Bild eines auffälligen Hauses „poetisch verrätselt“ (so die Bibelwissenschaftlerin Melanie Köhlmoos): Die zitternden Wächter repräsentieren die Arme; die starken Männer, die sich krümmen, die Beine; die wenigen Müllerinnen, die nachlassen, sind die Zähne; die, die aus den Fenstern ins Finstere schauen, die Augen; die geschlossenen Türen zur Straße hin die Ohren.

Keines der Bilder vom Altsein wird ausgedeutet. Sie sind selbsterklärend. Es reicht das Bild des Tages, der in der Frühe mit dem Zwitschern der Vögel beginnt und mit der Stille der Nacht endet.

Und was hat das mit mir zu tun? – Okay, ich bin vor Kurzem 50 geworden und wie meine Tochter zum Geburtstag zu mir sagte, "nun bist du für den Rest deines Lebens immer näher an der 100 als an der 1 dran“, und ja ich trage seit diesem Jahr eine Brille und mein jüngster Versuch, ein Rad zu schlagen, bescherte mir einen

eingeklemmten Ischiasnerv, statt dem vergnüglichen Gefühl von Leichtigkeit. Aber sonst – alt bin ich doch noch lange nicht!

Was mich berührt in den Zeilen von Kohelet ist der Blick auf die Verletzlichkeit und Zerbrechlichkeit des Menschen. Es ist der vulnerable, der verletzte Mensch, der mir hier entgegentritt und mich berührt.

Einen gut ausgestatteten Erste-Hilfe-Koffer tragen wir vor uns her mit modernen Allheilmitteln und Evergreens wie Autonomie, Willensfreiheit, Gestaltungsmöglichkeit und Kontrolle der sozialen Umwelt. Aber er will nicht so recht zum Einsatz kommen, angesichts eines Körpers, der nicht mehr mühelos funktioniert. Arme, Beine, Zähne, Augen und Ohren machen nicht mehr ganz selbstverständlich ihren Job. Autonomie? Sie ist fraglich geworden. Gestaltungsmöglichkeit? Sie ist nur noch im Rahmen meiner körperlichen Möglichkeiten da. Willensfreiheit? Sie ist nicht mehr voraussetzungslos. Oder wie es die an Multipler Sklerose erkrankte Philosophin S. Kay Toombs ausdrückt: „Ich bin nicht frei zu handeln, wie ich möchte. Ich habe nur die Freiheit, das zu tun, was mein Körper mir erlaubt“.

Wackelige Beine, die morgens nicht mehr verlässlich den Weg ins Badezimmer schaffen.

Zittrige Hände, die die Kaffeetasse nicht bis zum Mund bekommen und eine fremde Welt da draußen, die unberechenbar wird - Kay Toombs schildert sie eindrücklich „Eines Tages überquerte ich den Platz vor der Universitätsbibliothek, als mein motorisierter Rollstuhl ins Stocken geriet und nicht weiter fuhr. Auf einmal war ich in einem Meer aus Beton, in dem dekorative Steine verstreut drapiert waren, in einem gänzlich offenen Raum ohne Bäume, Lampenpfosten und ohne Sitzbänke in Reichweite. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Das nächstgelegene Objekt war das Bibliotheksgebäude. Es war jedoch unmöglich für mich, dieses Gebäude zu erreichen, da ich weder gehen noch kriechen kann. Der Raum der Plaza, der mir noch vor einer Minute als hell, sonnig und einladend entgegen gekommen war, erschien mir nun verlassen und ominös.“

Auch Kohelet kennt diese Verletzlichkeit, wenn er spricht:
Diese Furcht vor der Anhöhe! Dieser Schrecken auf dem Weg!

Das Außen, also die Welt, ist ein gefährlicher Ort, der Furcht und Schrecken bringt.

Und auch Leonhard Cohen spricht im eingangs erwähnten Interview darüber, was es heißt, dieser Verletzlichkeit jeden Tag unausweichlich zu begegnen:

Er habe noch alle Tassen im Schrank

er habe seine Kinder um sich

und eine einfühlsame Assistenz im Alltag

und er fühle sich in vielerlei Weise als sehr gesegnet. Dennoch wird er jeden Tag mit seiner eigenen Zerbrechlichkeit konfrontiert, weil ihn am meisten sein körperlicher Zustand einschränkt.

Das alte, verfallene Haus – sein Körper – und keine Möglichkeit, den Vertrag mit dieser Bruchbude lebendig zu kündigen.

Zwei alte Sänger und eine kranke Philosophin – in ihnen begegne ich meiner eigenen Verletzlichkeit.

Kein Schönreden: nach dem Motto „so schlimm ist es doch gar nicht“, kein billiges Vertrösten: „es wird schon wieder gut, nur eine kleine Weile“. Aber auch kein Schwamm-drüber-Gerede. Es ist und bleibt der verletzte Mensch, der mir hier gegenübertritt. Ungeschönt, nicht chic gemacht für eine großartige Zukunft, die dann irgendwann mal beginnt.

Die Drei, sie treffen auf meine Welt, auf meine Sprachwelt, sie treffen mich: Kenne ich Bilder, in denen „gebeugt sein“, „blind sein“, „taub sein“, „zahnlos sein“ oder „lahm sein“ positiv verwendet werden?

Nein! Eher das Gegenteil ist der Fall!

In mir entstehen folgende Wortbilder:

Wer aufrecht geht, ist aufrichtig,

wer die Augen öffnet, also sieht, erkennt die Wahrheit,

wer aufsteht, zeigt Mut,

wer zubeißen kann, zeigt Durchsetzungskraft.

Das trifft mich: Ich bin sprachlos – sprachlos angesichts von Verletzlichkeit und Zerbrechlichkeit würdigende Worte zu finden.

Ich habe keine ansprechende Sprache, wenn der Körper einem maroden, baufälligen Haus gleich ist.

Ich beginne zu ahnen: klein und ängstlich zu denken ist keine Lappalie. Wenn ich Zuflucht suche in Bildern der Stärke, des Kraftvollen und Gesunden, lasse ich all jene heimatlos zurück, die gelähmte, blinde, einbrüstige, einarmige, verwirrte, vernarbte und humpelnde Körper haben.

Ich beginne zu realisieren, dass ich erst dann die Verletzlichkeit von mir und die Zerbrechlichkeit von meinem Gegenüber annehmen kann, wenn ich anerkennende Wortbilder finde. Und wenn ich auch neue, tragende Gottesbilder finde angesichts deiner und meiner Verletzlichkeit und Zerbrechlichkeit.

Ich lese den Text von Kohelet als Einladung dazu: „Bedenke in den Tagen deiner Jugend, wer dich geschaffen hat!“ – so steht es zu Beginn des Predigttextes geschrieben (Pred 12,1). Die Mahnung erstaunt, weil der alttestamentliche Singer-Songwriter sich sonst derartiger theologischer Aussagen enthält.

Ich werde aufgefordert, Gott zu bedenken. Ich werde ermahnt, Gott den Schöpfer zu bedenken – jetzt, hier und heute - zumindest noch vor dem eigenen Altsein. Gott, die Schöpferkraft, angesichts der verletzten und zerbrechlichen Geschöpfe... da kommt Bewegung in meine festgefahrenen Gottesbilder.

Gott bedenken angesichts der Schöpfung, die einarmig, einbrüstig, verwirrt, bleibend taub, blind und lahm an ihren Gliedern ist. In meinem Kopf ein Bilderkarussell...

Der wunderschöne Ps 139, den wir eben gehört haben, lädt mich ein, meinen Gott, mein Gottesbild noch einmal zu bedenken:

„Nähme ich Flügel der Morgenröte; und blieb am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten“

Lass ich mich führen von Gottes zittriger, gichtiger, verkrüppelten Hand?

Und lass ich mich gehalten sein durch einen einarmigen Gott, der nur den rechten Arm hat, obwohl er Linkshänder ist?

Und Gott, der zu mir spricht durch alle Zeiten und Wirrsale hindurch, Gott der zu mir spricht, liebevolle Worte voll Barmherzigkeit, mich anspricht, mir zuspricht – in Gebärdensprache.

Oder das bekannte Gedicht „Spuren im Sand“. Viele von Euch kennen es wahrscheinlich. Es geht um das Getragenwerden durch Gott – Spuren im Sand sind das Erkennungszeichen, dass Gott mich trägt.

Bin ich bereit, mir vorzustellen, dass die Spuren Gottes im Sand keine Fußabdrücke sind? Kann ich mir vorstellen, dass die Spuren auch Reifenspuren sind? Reifenabdrücke von Gottes Rollstuhl, mit dem er seine Spur in meinem Leben hinterlässt. Ich, die Getragene von einem Rollstuhlfahrer Gott.

Wie ungewohnt! Vielleicht auch erschreckend. Irgendwie. Will ich mir Gott wirklich so vorstellen? Was ist dann mit meiner Sehnsucht nach einem allmächtigen, vollkommenen Gott? Hier sind wir wieder am Beginn der Predigt. Hier ist der Bogen zu dem Zitat von Leonard Cohen: „Ich bin bereit zu sterben. Ich hoffe, es ist nicht zu unangenehm. Das ist alles, was ich zu sagen haben.“ Ein Mensch, der so auf den nahen Tod zugeht. Der bei aller körperlichen Gebrechlichkeit sagt, dass er sich gesegnet fühlt in vielerlei Weise.

Vielleicht ist so ein Mensch Gott ganz nah. Oder Gott ihm. Ich weiß nicht, ob es der Glauben war, der Leonard Cohen so denken und fühlen ließ. Cohen war übrigens Jude. Aber ich weiß, dass viele Menschen sich gerade in Krisen, in der Not, Gott nahe fühlen. Dass sie sich getragen fühlen. So wie im Psalm 139. So wie bei den „Spuren im Sand“. So wie ich selbst es immer wieder erlebe – und vielleicht auch ihr? Und bei Kohelet werden gerade die Krise, der Verfall, die Nöte benannt und die Suche nach Gott in solchen Zeiten. Der Mensch ist hier aber mehr als seine Leiden, als seine Probleme. Du wirst gesehen – mit allem, was zu dir gehört. Du musst dich nicht verbiegen, dich selbst optimieren, passend machen für irgendeine Erwartung von anderen, damit du passt. Du musst deinen Körper keinen fotogeshopten Idealen unterwerfen, ihn wie einen Feind bekämpfen, um schön und geliebt zu sein. So lese ich Kohelet.

Gott ist da. Und hält dich.
Und dabei ist es egal, ob Gott stark und aufrecht und strahlend
erscheint oder zart und vorsichtig.
Darauf kommt es nicht an.
Gott trägt dich – auch mit verkrüppeltem Arm.
Gott sieht dich – auch mit blinden Augen.
Gott hört dich – auch ohne Ohren.

Amen

-Der Predigttext ist aus der Bibel in gerechter Sprache
entnommen
- Das erwähnte Interview mit Leonard Cohen findet sich über
folgenden Link:
<http://www.newyorker.com/magazine/2016/10/17/leonard-cohen-makes-it-darker> (zuletzt aufgerufen am 12.10.2021)
- Die deutsche Übersetzung von Kay Toombs habe ich entnommen
aus: Andrea Bieler, Verletzliche Körper. Theologische und
systemische Überlegungen zum Kranksein, in: Ilse Falk, Kerstin
Möller u.a. (Hrsg.), So ist mein Leib. Alter, Krankheit und
Behinderung – feministisch-theologische Anstöße, Gütersloh
2012, 45-76: 47f.